

Bezugs-Preis
In Halle und Umgebungen 2 50 S.
In den übrigen Provinzen 3 00 S.
Ausland 3 50 S.

Halle'sche Zeitung.

Anzeige-Gebühren
Für die erste Spalte 20 S.
Für die zweite Spalte 15 S.
Für die dritte Spalte 10 S.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition:
Halle, Leipzigerstraße 87.

Halle a. S., Sonnabend 14. September 1895.

Verleger:
Berlin, C., Gröbenstraße 3.

Telegramme.

Samburg, 14. September. Aus Rio de Janeiro wird gemeldet, in Montia, Maragaha, St. Paolo wüthte eine Anstalt, welche bereits vor einigen Jahren starke Verberungen anrichtete.
Wien, 14. September. Die Kabinettsbildung Baden's wird vor Ende des Monats nicht stattfinden. Das Kabinet wird wie folgt zusammengesetzt sein: Vorking und Innerer Graf Baden, Finanzminister, Krieg Graf Gieseler, Unterrichts Graf v. Spreti, Gesundheitsminister Graf v. Helldorf.

* In einem „Zur Polenpolitik“ überschriebenen Artikel des „S. a. n. C.“ wurde kürzlich angeführt, daß während die Zulassung der polnischen Landarbeiter früher durch den Vorbehalt jederzeitiger Zurücknahme eine Art von provisorischem Charakter gehabt habe, die Oberpräsidenten der östlichen Provinzen jetzt durch Verfügung des Ministers des Innern die Befugnisse erhalten hätten, solche Arbeiter ohne jede Beschränkung zuzulassen. Gegen diese Mitteilung wendet sich die halboffizielle „Berl. Corresp.“

Das trifft nicht zu. In dem Erlaß des Ministers des Innern, durch welchen die vorübergehende Zulassung russischer und galizischer Arbeiter im Inlande vorläufig weiter nachgelassen wird, sind vielmehr ausdrücklich alle diesen Gegenstand regelnden, früheren Anordnungen aufrecht erhalten worden. Wie bisher müssen auch in Zukunft die angelaufenen Arbeiter spätestens im November jeden Jahres das preussische Staatsgebiet wieder verlassen, und nur in ganz besonderen Fällen, wenn ein dringendes wirtschaftliches Bedürfnis nachgewiesen wird, kann der Oberpräsident eine Fristverlängerung gewähren. Wie bisher wird eine strenge Kontrolle über den Aufenthalt der fremden Arbeiter im Inlande geübt und dafür gesorgt, daß sie das Bewußtsein, hier nur vorübergehend geduldet zu sein, nicht verlieren. Auch sind die Oberpräsidenten auf die materielle Bedeutung der Angelegenheit von Neuem hingewiesen worden, damit sie gegebenen Falles alsbald eine Verschärfung der getroffenen Anordnungen eintreten lassen, sei es für die ganze Provinz oder für einzelne in nationaler Beziehung besonders gefährliche Theile derselben. Namentlich muß, heißt es in dem Erlaß des Ministers des Innern weiter, verhindert werden, daß einheimische deutsche Arbeitervermehrung etwa durch die fremden Elemente verdrängt und zum Verlassen der Heimat bestimmt wird. Wie lange die Zulassung ausländischer Arbeiter besonders im Interesse unserer heimischen Landwirthschaft noch notwendig sein wird, läßt sich nicht übersehen. Zug auf die Hälfte im Interesse der Landwirthschaft aber zur Zeit, wie sehr das auch im Uebrigen zu wünschen wäre, noch nicht verzichtet werden konnte, dürfte aus folgenden Zahlen ohne Weiteres hervorgehen.

In den vier östlichen Provinzen betrug der Abgang an Arbeitern im Jahre 1892: 111 929, im Jahre 1893: 138 382 und im Jahre 1894: 86 959. Dem nicht im Abzug von Arbeitern zur vorübergehenden Beschäftigung während der Sommermonate aus Rußland und Galizien gegenüber im Jahre 1892: 21 367, im Jahre 1893: 23 352 und im Jahre 1894: 27 645. Vieraus ergibt sich, daß der Abgang eine heimische Arbeiter von Jahr zu Jahr vermindert hat, daß er aber noch sehr bedeutend ist und nicht annähernd durch den Zug der fremden Arbeiter ersetzt wird.

* Die „N. N. Z.“ verichert, eine überaus große Menge in maßgebenden Stellungen befähigter konservativer Politiker habe die Verzeihungen Sammerkeins seit einem ganzen Jahre genau gefolgt, aber keinen Grund gesehen, gegen ihn einzutreten. Im Gegentheil hätten manche den Freiern von Sammerkein mit allem Nachdruck beistimmt, trotzdem sie davon wüßten. Die „N. N. Z.“ fügt hinzu, es werde das bewiesen werden.

* Mit der Ernennung des Grafen Waldersee zum Generaloberst ist die Zahl der Generalfeldmarschälle und der im Range derselben stehenden Generalobersten in der preussischen Armee auf acht gesunken. Der älteste ist Generalfeldmarschall Graf Alvensleben, der am 15. März 1888 vom Kaiser Friedrich III. dieser Charge befordert wurde; es folgen: Generalfeldmarschall Prinz Georg von Sachsen (15. Juni 1888), Generalfeldmarschall Prinz Albrecht von Preußen (19. Juni 1888), der Generaloberst der Cavallerie Großherzog von Baden (25. Juni 1888), Generaloberst der Cavallerie Großherzog von Sachsen (21. Juni 1889), Generaloberst der Cavallerie Fürst Bismarck (20. März 1890), Generaloberst der Cavallerie Freiherr von Loß (8. September 1893).

* Bei der Besprechung der Ernennung des Grafen Waldersee zum Generaloberst sagt die „Stöcker'sche W. u. A.“, man habe dem Grafen F. B. mit Landespolitischen Gesichts zurückzuführen. Man habe den Namen gewählt auch mit dem Hammerstein-Nach in Verbindung gebracht, obgleich es auch hier falsch wäre, auf eine politische Verbindung mit der Kreiszeitungsrichtung zu schließen. Herr v. Hammerstein, der sich eine Zeit lang mit dem Kauf von Häusern beschäftigt, habe überall da Geld, wo er wollte, verschleudert. Bei einem solchen Auswuchs nähme auch die Mittel des Grafen Waldersee in Anspruch. Als Letzterer indessen zu benehmen glaubt, daß ein Mißbrauch oder eine Mißdeutung möglich wäre, habe er — es war dies schon vor einigen Jahren — das Darlehensverhältnis aufzuheben, freilich vergebens.

* Die Arbeit der Sichtung und Zusammenstellung der zu dem preussischen Wasserrechtsgesetzbuch eingegangenen Gutachten, mit welcher eine besondere Stelle des Landwirthschaftsministeriums betraut ist, dürfte in einer nahen Zeit zum Abschluß gelangen können. Zu dem maßgebenden Streifen wird man sich dann über die weitere Behandlung der Angelegenheit schlüssig zu machen haben.

* Wann auch im Laufe der letzten Monate die Rede davon gewesen ist, daß dem von allen Parteien für begründet erklärten Wünsche auf eine anderweitige Ordnung und feste Regelung der Volkshaus-Verkehrs-Verhältnisse endlich Beachtung zu leisten werden müsse, hat man regelmäßig in der Presse zu lesen bekommen, der im Unterrichtsministerium ausgearbeitete Entwurf liege im Finanzministerium. Wie wir erfahren, handelt es sich damals nur erst um die zunächst vom Staatsministerium gutzubehaltenden Grundzüge zu einer Vorkonferenz des Reichstages. Ein solcher Schritt wird diesem Bemerkten nach jetzt erst im Kultusministerium ausgearbeitet.

* Zur Affaire Stern in Bissingen. Die Verwandten des in der bekannten Bissingen Affaire zu sechs Wochen Gefängnis verurtheilten Julius Stern haben in Leipzig alle Bebel in Bewegung gesetzt, um die amerikanische Regierung zum Eintreten für den Genannten zu bewegen und haben es auch dahin gebracht, daß dieselbe das Gnadenbündel des Stern unterstützte; wonach dieser lediglich eine Geldstrafe zu erlegen hatte. Diefem Standpunkte gegenüber — früher hießte man sich immer darauf, das Urtheil sei unthunlich erfolgt — hat man sich, wie

man hört, in Berlin entschlossen, den durch den amerikanischen Gesandten ausgeprochenen Wunsch nach Möglichkeit zu berücksichtigen. Wir würden die Nichtigkeit dieser Mitteilung vor ausgelegt, ein solches Vorhaben für außerordentlich bedauerlich halten.

* In dem Kommando der Kaiserlichen Schutztruppe in Ostafrika wird ein Wechsel als nahe bevorstehend bezeichnet. Wie wir hören ist als Nachfolger des Oberlieutenants von Trotha ein Offizier in Aussicht genommen, von dessen Verwendung im Kolonialdienst schon einmal vor einigen Jahren gesprochen wurde.

* Der neue britische Botschafter in Berlin, als Graf Cavendish Lascelles, hat schon einmal in Berlin, als Geschäftsträger, fungirt, im Jahre 1868, als er 27 Jahre zählte. Er hat viele diplomatische Erfahrungen hinter sich. 1870 war er in Paris, 1871 in Aachen, 1873 in Rom, 1876 in Washington, 1878 in Athen, 1878-79 in Capri und 1879 in Bulgarien. Im Jahre 1887 wurde er zum Gesandten in Buxarest ernannt, 1891 zum Gesandten in Teheran. Von Berlin wurde er nach St. Petersburg beauftragt, wo er nun nach Berlin kommt. Wie der „N. N. Z.“ berichtet wird, ist er hier sehr beliebt.

* Das Votum auf Gleichberechtigung. Der „Vorwärts“ hat, nach allem, was in der letzten Zeit vorgefallen, den Muth sich darüber zu betheuern, daß ein Berliner Schulrektor ein Kind, das sein sozialdemokratischer Vater von der Schulfeier am Sabbatage ferngehalten, mit Nachsicht bestraft und ihm folgenden Satz zum Abschreiben beifügt hat: „Das Sabbatfest ist ein vorläufiger Übertag, und wer es nicht mittheilt, pervertirt nicht, ein Glied des deutschen Volkes zu sein.“

Der „Vorwärts“ denunziert den — wie das Blatt spiritistisch schreibt — „offenbar sehr patriotisch veranlagten“ Rektor der freistündigen Stadtschule. Ob mit Erfolg, wird abzuwarten sein. Vorläufig hat die reichshauptstädtische Freistündigschule auf die Denunziation noch nicht reagirt. Der „Vorwärts“ gestattet sich, seinen Ergruß mit folgenden Worten zu schließen: „Wohin aber, fragen wir, soll es führen, wenn die Schule auf solche Weise zu einer Art politischer Prüfungsanstalt gemacht wird, inlaubi man, gegenwärtig auf das Gemüth eines Kindes zu wirken, wenn man an der politischen Ueberzeugung, an den heiligen Gesetzen seines sozialdemokratischen Vaters derartige Korrekturen vornimmt?“

Es ist nicht zu gedenken, daß das sozialdemokratische Centralorgan es mögen darf, in dieser Weise auf eine „Gleichberechtigung“ zu pochen, die jedes Gemeinwesen — will es nicht im Anarchismus untergehen — bedingungslos verlangen muß. Wenn der sozialdemokratische Vater wirklich eine heiligen Gesetze als den Maß gegen alle unethisch-nationale kennt, dann hat er wahrlich keinerlei Anspruch, seine „Gesetze“ im gegenwärtigen Reichtum zu sehen.

* Repetitionsleistungen. Der Kaiser von Oesterreich hat dem Unterrichtsminister des kaiserlichen Amtes Reichern von Motzenhan das Bestreben des Erbens der Österreichischen Krone geäußert. Die gleiche Auszeichnung ist dem Königlich preussischen Gesandten in Hamburg, v. Aderleben, in Aussicht gegeben worden.

* In den „Hamburger Nachrichten“ wurde kürzlich an die Behauptungen englischer Politiker, daß die Beziehungen Deutschlands und Rußlands schlechter seien als je und daß ein Krieg gegen Rußland in Deutschland viel populärer sei, als ein neuer Krieg mit Frankreich, die Befürchtung ausgesprochen, daß die deutsche Politik in demjenigen Interessengebiet, der hauptsächlich die europäische Politik zur Zeit beherrscht, d. h. in dem russisch-englischen, nach der englischen Seite hin gravitiren könnte. Hierzu läßt sich der offiziös verbreitete „Samburgische Correspondent“ aus Berlin folgendes schreiben:

Es ist nichtig, daß die englische Presse in letzter Zeit nichts verläumt hat, wenigstens den Schein einer solchen Säuberung der deutschen Politik herbeizuführen. In diplomatischen Kreisen aber wird man schon seit der Anwesenheit des Kaisers in Cord mit im Zweifel sein, daß Erfolge, wie sie seiner Zeit durch die Abtretung Belgiens erzielt wurden, heute ausgedehnter sind.

Die marokkanischen Dissipiraten

haben sich einen abermaligen Uebergriff erlaubt, der auf das internationale Gebiet übergriffen, indem sie einen benachbarten Stamm überfielen, der unter portugiesischer Schutze steht. Wenn diese Meldung des Telegraphen richtig ist, so ist, wie also aus dem Vorgang in die Lage kommen, zum Schutze seiner bedrohten Interessen auf marokkanischem Boden Maßregeln ergreifen zu müssen. Die Zustände jenes Sultanats sind bei einem Punkte angekommen, über den hinaus eine Verhinderung kaum noch denkbar ist. Die Verhältnisse in dort die vollständige Anarchie im Schwange. Daß eine geordnete Pflege der dort vorhandenen europäischen Interessen auf die Dauer nicht möglich ist, wenn die einheimischen Behörden nicht einmal ihre eigene Autorität zur Geltung zu bringen vermögen, ist einleuchtend. Wo die Staatsgewalt verfehlt und das Recht nicht an ihre Stelle tritt, ist jeder Fall selbst der Mord. Für Europa aber erwidert aus der in Marokko einzutretenden Anarchie die Verpflichtung, dafür zu sorgen, daß Leib und Leben, Gut und Arbeit seiner eigenen Staatsangehörigen in Marokko vor Vergehung durch Raub- und Mordgefahren nachhallig geschützt ist. Deutschland hat in aus mehreren konkreten Fällen der neueren Zeit seine besorgliche Pflicht mit Nachdruck und bestem Erfolge gethan; auch andere Mächte haben dem deutschen Beispiele folgend, in den marokkanischen Küstengewässern ihre Flotte von antehabenden maritimen Streitkräften vorführen lassen und dadurch ihrem Vorgehen eine gewis sehr zu rechter Zeit gefommene Unterstützung verliehen. Aber man darf sich nicht blickig fragen, ob der durch solche Demonstrationen hervorgerufene Eindruck ein nachhaltiger sein kann, wenn im Lande selbst jede geordnete Schranke unter die Füße getreten wird und der Beschreiber eine bloße Schattenerkennung findet.

Es mag daher gestellt werden, welcher Art die von anderen Mächten in Marokko verfolgten Interessen sind. Die Interessen Deutschlands waren und sind noch jetzt durchaus handels- und verkehrspolitischer Art, d. h. sie sind anwachsend

146

147

Halleſcher Courier.

Tägliche Unterhaltungs-Beilage der Halleſchen Zeitung.

Nr. 216.

Halle a. S., Sonnabend, den 14. September

1895.

[Nachdruck verboten.]

Irrwege.

Original-Roman von G. Erlin.

27)

Das Paar mußte erſt durch den Salon, durch den kleinen Wintergarten, deſſen Fontainen die berauſchendſten Parfüme ſprudelten, durch das Leſezimmer und die kleine aber werthvolle Gemäldegallerie paſſiren, ehe es in das Atelier gelangte, deſſen Einrichtung künſtleriſch phantaſtiſch genannt werden konnte. Mit Bildern, farbigen Skizzen, Waſſen und rieſigen Palmenwedeln waren die Wände behangen, allerhand bunte ſeidene Stoffe, ferner Gypsmodelle, Blumen, antike Porzellanvaſen, endlich Tiger- und Wolfsfelle ſchmückten das Gemach, während die Thüren und Fenſter mit ſchweren, dunkelrothen Blüſchvorhängen drapirt waren, deſſelgen die Staffelei, die in einem balkonartigen hellen Vorbau des Zimmers ſtand.

Räthe war jezt hinzugetreten und betrachtete mit prüfenden Augen das zum größeren Theile ſchon vollendete Bild, welches eine Scene aus dem Lande der Pyramiden darſtellte. Am ägyptiſchen Abendhimmel verglühete in tiefgoldenen, violetten, geſättigten Farben die Sonne und warf einen märchenhaften Schimmer auf die himmelhohen Pyramiden, deren Spitzen im roſenrothen Dunſtſchleier verſchwanden. In der Ferne ſah man einzelne ſchlante Palmen, deren Kronen ſich leicht nach einer Richtung neigten, als ob ein Windzug ſie heugte. Gleich im Vordergrund aber lag eine Sphinx, die tauſende von Jahren ſchon an ſich vorüberziehen geſehen haben mochte, denn riſſig und verwittert, vom Zahne der Zeit benagt, war ihr rieſenhafter Körper. Starr und ernſt ſchweiften die räthſelhaften Augen in die Ferne, als ſuchten ſie dort das verlorene Glück, die Vergangenheit! Und zu Füßen dieſes kolofſalen, ehrfurchtgebietenden Mauerwerks ſchmiegte, hingegoſſen wie ein zauberiſches Traum- bild, ein Mädchen jenes ſonnigen Landes ſeine ſchlanken Glieder. Den ſchlaf auf das ärmliche Gemach herabhängenden braunen Händen war ein Blumenſtrauß entglitten; ſeine Blüthen bedeckten der Kleinen nackte Füße und die mit langen ſchwarzen Wimpern beſetzten Lider beſchatteten ein paar Augen, die ſchön und gluth- voll wie der Zauber des Morgenlandes waren. Den feinen Mund halb geöffnet, daß die blihenden Zähne ſichtbar wurden, die ſchwarzen Locken wirr über die ſchmale Stirn liegend, ſo ſtarrte ſie fragend und ſehnſüchtig mit geheimnißvollem, räthſelhaftem Blicke, wie die ſteinerne Sphinx über ihrem Haupte, welt- vergeſſen in die unendliche Ferne.

„Wie ſchön! Wie ergreifend!“ flüſterte Räthe endlich tief- aufathmend. „Winolf, Du biſt ein großer Maler. Aber ſage mir, welche Idee liegt dieſem Bilde eigentlich zu Grunde?“ „Ideen und immer wieder Ideen!“ Winolf Jaſſé machte eine heftige, nervöſe Handbewegung, daß die Brillanten an ſeinen Fingern aufblitzten. „Was redet ihr Frauen nur immer von Ideen! Ihr müßt zu Allem, was Ihr ſeht und was Euch gefällt, eine entſprechende Geſchichte haben. Der Maler aber braucht dieſe Anſicht durchaus nicht zu theilen. Das Leben ſo wiederzugeben, wie es in Wirklichkeit iſt, ſoll ſeine Idee ſein: gleichviel was er malt. Wir haben die Natur zu ſchildern, wie ſie iſt.“

„Nein, wie ſie ſein ſollte!“ fiel hier Räthe ihrem Manne beſtimmt in's Wort. „Anregen ſollen Eure Bilder, nicht ab- ſtoßen. Ihr ſollt die Natur verſchönt wiedergeben, ſollt ſie eben nicht bloß photographiren! Der Maler ſoll die Schönheit pflegen. In ſeinen Bildern ſucht man ſie, und wenn man lobt, ſo lobt man nicht nur den Künſtler, der Farbenharmonien darzuſtellen verſtand, ſondern man bewundert auch den erhabenen Genius, der die Ideen eines Werkes ſchuf. Denke daran, daß Raphael auch ein großer Maler geweſen wäre, ſelbſt wenn er keine Hände gehabt hätte. Uebrigens, Winolf, wenn ich Deine Bilder betrachte, muß ich Dir eingekleben, daß ich Deine Auffaſſung durch- aus nicht „modern“ finde.“

Winolf trat näher an die Staffelei heran und überſloß

prüfend die Leinwand. Nach einer Weile meinte er achſelzuckend „Da wäre ich denn doch gespannt — Du willſt mir doch nicht etwa Romantik und Schwärmerei vorwerfen? Na, mein ge- ſtrenger kleiner Kritiker, dieſem Bilde hier liegt ſogar eine ganz moderne Auffaſſung zu Grunde.“

Daß ich durchaus realiſtiſch verfuhr, ſiehſt Du ſchon daraus, daß ich am Fuße der zerſtörten Sphinx ein einfaches Kind aus dem Volke plazirt habe, welches, — gleichſam die junge, auf- blühende Zeit verkörpernd — ohne von andächtigen Schauern vor dem Vergangenen ergriffen zu ſein, den Kopf nichts weniger als andächtig an die heiligen Mauern lehnt und vielleicht — von ihrem Liebſten träumt.“

„Also doch eine Idee!“ triumphirte Räthe lachhaft. „Aber nicht die neue Zeit verkörpert das Weſen dort zu Füßen der Sphinx, ſondern es iſt ſelbſt eine Sphinx, eine lebende athmende und führende Sphinx; das ſprechen die räthſelhaften, ſehnſüchtigen Augen. Der halbgeöffnete Mund ſcheint nach der Löſung urewiger Räthſel zu fragen! Das Geheimniß eines Frauenherzens iſt in dieſer Sphinx, die kein irdiſcher Baumeiſter, ſondern der Herr des Himmels ſelbſt geſchaffen hat, verwirklicht.“

Und hier ſieh' weiter — Räthe führte Winolf nach einem ziemlich im Schatten hängenden Gemälde — „Deinen jänmtlichen Bildern liegen tiefempfundene Ideen zu Grunde. Dieſer dicke, grüne Laubwald hier mit den tief herabhängenden Zweigen, mit dieſen mächtigen Baumſtämmen, die ſo unendlich viel Stürmen ſchon Trotz geboten haben mögen, dort im Vordergrund ſieht man noch deutlich gebrochene Schienenſtränge; ſtellenweiſe von Moos überwachsen, ſind ſie ein Zeichen, daß hier früher einmal eine belebte Verkehrsſtraße geweſen ſein mag! Und hier, ver- ſteckt unter niederhängenden Zweigen, der ſchmuckloſe Grabhügel! Ein ſchwarzes, vom Sturme gebrochenes Kreuz bezeichet, daß hier im verſchwiegenen Schooße des Waldes ein Menſch ſeine ewige Ruheſtätte gefunden hat, und eine balde Armſünderblume wiegt leiſe ihr Köpfchen auf dem einsamen Hügel.“

Wer ſchläft hier weltentrückt, von allen Menſchen verlaſſen? ſcheint der Mond zu fragen, der klar und voll über die Bäume ſieht. Was that der Arme der Welt, daß ſie ihn vergaß? Liebt ihn Niemand? Vielleicht liebte er deſto heißer — viel- leicht war er einer vom Stamme Derer, die da ſtarben, wenn ſie lieben!“

Räthe hatte heiß und aufgeregelt geſprochen. Jezt hielt ſie ploßlich, wie erſtrocken, inne und ihre Wangen wurden bleich. „Edgar“, flüſterte ſie erſchauernd, „wenn ſo ſein Grab ausſehen ſollte!“

Der Maler hatte ihre lezten Worte nicht verſtanden, aber ihn befremdete die unnatürliche Erregung ſeiner Frau und zu ihr hintretend, zärtlich ihre beiden Hände ergreifend, ſagte er: „Du ſchwärmſt, mein Liebſter! Komm' hinüber in's Wohnzimmer, laß uns eine Taffe Thee bereiten und dann ſingſt Du mir eins Deiner Lieblingslieder vor! Willſt Du, Räthchen? Du weiſt, Dein Geſang begeistert mich. Er giebt mir neuen Stoff, neue Ideen, wenn Du es ſo nennen willſt! Ach, wenn doch unſer Leben immer ſo friedlich und schön bleiben möchte, wie jezt, Räthe!“

Sie ſah lächelnd zu ihm auf. Er war doch gut!

Wenige Minuten ſpäter ſaß das Ehepaar im traulichen Wohn- zimmer. Draußen dämmerte es bereits; hier drinnen aber hinter den feſtgezogenen Fenſtervorhängen brannte die matt- geſchliffene farbene Ampel und verbreitete ein angenehmes Zwie- licht. Der Theeſeſſel ſummt und der brennendem Spiritus eigene Geruch durchzog, die Gemüthlichkeit noch erhöhend, das Gemach; am Piano ſaß Räthe und ſang: „Auf Flügeln des Geſanges, Herzliebchen, trag ich Dich fort!“ Wie bewegt ſie bei ihrem Vortrag war! Wie feucht und dunkel ihre Augen glänzten, wie zuweilen ein leiſes Neben gleich einem ſehnſüchtigen Seufzer in den klaren Tönen zitterte! An wen mochte Räthe jezt wohl denken?

Auf der Chaiſelongue hingestreckt lag der Maler und wäh-

renb er ihrem Gesange lauschte, hingen seine Augen liebeberauscht an dem schönen Profile seiner Frau.

Als sie nun ihr Lied beendete hatte und sich erheben wollte, eilte er auf sie zu, umfing sie zärtlich und drückte ihr einen Kuß auf den schwellenden Mund.

Am anderen Tage nach Tische legte Käthe ihr Straßens-Kostüm an, um auszugehen. Ihrer Gemohnheit nach besuchte sie stets um diese Zeit Kranzlers Konditorei unter den Linden, um dort bei einer Tasse Kaffee die Journale zu lesen und das immer wechselnde Publikum zu beobachten. Dieses in der Konditorei verlebte Stündchen bereitete ihr eine interessante Zerstreuung und da ihr Gemahl nichts dagegen einzuwenden hatte, frühnte sie dieser Liebhaberei nach wie vor. Oft ging sie auch in Begleitung ihrer Mutter oder Schwester dorthin.

Heute sprach Käthe, wie sehr oft, auf dem Wege zur Konditorei bei ihrer Mutter vor. Einen stets fühlbarer werdenden, peinlichen Eindruck machte ihr bei diesen Besuchen die Wahrnehmung, daß sie daheim nicht mehr mit jener zärtlichen Vertraulichkeit, die sie als Kind des Hauses beanspruchen konnte, behandelt wurde, sondern daß man sie in ihrem eifstigen Weine mit Höflichkeit, wie eine Fremde empfing, daß man es ihr deutlich merken ließ, wie man die reiche Frau in ihr respektierte! So kam es, daß sie sich dem Elternhause allmählich entfremdet fühlte. Wadh dagegen war in ihrem Benehmen der Schwester gegenüber sich gleich geblieben. Eher sprach aus ihrem Wesen eine leise Bitterkeit, die Käthe früher niemals an Wadh bemerkt hatte. Auch heute mußte Käthe schließlich, wie so häufig, ihren Gang zu Kranzlers allein unternehmen, da Mutter und Schwester unter dem Vorwand, den vielen Pflichten, die der Wohnungswechsel mit sich gebracht habe, nachkommen zu müssen, abgelehnt hatten, die junge Frau zu begleiten.

In dem Café sah schon eine geraume Weile an einem der kleinen marmornen Seitentischen eine Dame im eleganten englischen Straßens-Kostüm. Ihre Augen waren starr auf die Eingangsthür der Konditorei gerichtet. Die feinhandschuhenden Hände lagen regungslos auf dem Marmortische in einander und zuweilen schien ein leichtes Frösteln die zarte Gestalt zu durchbeben. „Sie muß kommen, . . . sie muß ja kommen, und ich will sie sehen, will sie sprechen! Sie, die seine Liebe befißt, ohne zu ahnen, daß eine Andere ihr Herzblut für diesen Besitz hingeben möchte! Wie grausam öde und lang ist doch das Leben . . . und wie bestraft es die Sünde!“ Ja . . . die Sünde. Mit Sünden hatte sie Winolf Jaffe's Liebe erkaufen wollen und nun sah sie sich ein zweites Mal betrogen, ein zweites Mal verrathen und verlassen! Und wie fest hatte sie ihn schon an sich gekettet geglaubt! Wie hatten seine Liebesbetheuerungen sie berauscht! Wie fest hatte sie zum zweiten Male seinen Worten vertraut!

Und nun . . . ? Es war nicht auszubedenken: einer Anderen ge hörte sein Herz. Noch gedachte Ellen Waldner mit Schauern den Tage, an denen er ihr plötzlich fern gelieben war, wo er ihre Briefe nicht beantwortet, wo er sich nicht hatte sprechen lassen. Und sie hatte den qualvollen Zustand verzweifelter Ungewißheit geduldig so lange ertragen müssen, bis sie zufällig von seiner Vermählung gehört hatte.

Da aber war es heiß in ihr aufgeklammert, als hätte sich jeder Blutstropfen in Feuer verwandelt; und Rache, fürchterliche Rache heißend, hatte jeder Nerv in ihr gezuckt, als sie erfahren hatte, daß Käthe Berkow die Auserwählte Winolfs war. Anfangs hatte sie es nicht einmal glauben wollen. Dann hatte sie eines Tages, als das Paar von der Hochzeitsreise zurückgekehrt war, die jungen Eheleute Arm in Arm an ihrem Fenster vorübergehen sehen, und nun erst hatte sie es gewußt, daß ihr Winolf Jaffe für immer verloren war.

Still, unheimlich still war es seitdem in ihr geworden, — sie hatte ihre Liebe zu Grabe getragen. Aber nun begannen Haß und Rachsucht in ihr zu leben . . .

Da sie beobachtet hatte, daß Käthe regelmäßig nach Tische ein Stündchen bei Kranzlers zubrachte, faßte sie den Entschluß, die junge Frau dort zu erwarten.

Blötzlich flammte es in ihren Augen auf. Dort trat die, mit der sich ihre Gedanken beschäftigten, ein. Ein dienstfertiger Kellner nahm ihr den leichten Seidenmantel ab. Dann ließ sich Käthe an ihrem „Stammplatze“ in der Nähe des Fensters, Ellen schräg gegenüber, nieder, bestellte den Kaffee und wollte gerade nach dem zur Hand liegenden Journal greifen, als sie die Sän gerin erblickte. Trogdem Käthe die Sägerin sofort erkannt, zögerte sie einen Augenblick, ehe sie sich erhob.

Wit der zarten Röthe freudiger Ueberraschung auf den Wangen trat sie an den Tisch Ellen Waldner's und ihr unbefangen freundlich die Hand zum Gruße entgegenstreckend, meinte sie lebhaft: „Darf ich ein wenig neben Ihnen Platz nehmen, gnädigste Fräulein? Nein, welche Ueberraschung, Sie endlich einmal wieder zu sehen! Kennen Sie mich denn überhaupt noch?“

Käthe ließ sich neben Ellen nieder. Die Sägerin spielte die ebenfalls Ueberrasschte.

„Ah, Fräulein Berkow, wenn ich nicht —“
„Nein!“ Käthe wurde ein wenig verlegen — „das bin ich längst nicht mehr . . . ich habe mich verheirathet: Käthe Jaffe ist nunmehr mein Name. Wie ich hörte, haben Sie sehr lange Zeit fern von Berlin gewohnt! Hoffentlich erholten Sie sich gut auf der Reise? Werden Sie nun wieder ein Engagement annehmen?“

(Fortsetzung folgt.)

Untergegangene deutsche Kriegsschiffe.

Ungeheure Schätze und Güter hat im Laufe der Jahrhunderte das launische Meer verschlungen. Ungezählte Millionen Werthes sind durch Meereswogen der Kultur entzogen, viele Tausende von Menschenleben durch sie zu Grunde gegangen. Und doch treibt Gewohnheit und Bedürfnis stets von Neuem die menschlichen Wesen zu jenem tödtlichen Element hin, das von dem habgierig verschlungenen Eigenthum der Zivilisation nichts zurückgibt.

Von unserer Handelsflotte fordert jahraus jahrein der Ozean seinen Tribut, und auch unsere Kriegsflotte, deren Verluste hier aufgeführt werden sollen, hat den Untergang gar manches stolzen Schiffes und seiner muthigen Besatzung zu beklagen. — Die Vorkläuferin unserer kraftvoll sich entwickelnden deutschen Kriegsmarine, die preußische Marine, verlor in der Nacht zum 2. September 1860 in den ostasiatischen Gewässern den Schooner „Frauenlob“, „Frauenlob“ und „Arkona“ befanden sich am 1. September 1860 40 Meilen von Jeddo. Bei dem stauen Winde hatte „Arkona“ Dampf aufgemacht und bugsierte den Schooner. Am folgenden Tage wollte man in die Bucht von Jeddo einlaufen. Gegen 3 Uhr Morgens brach aber das Bugjurtau und der Schooner konnte dem aufkommenden Sturm nicht Trost bieten. Um 5 Uhr Morgens hatte „Arkona“ ihn zuletzt gesehen, um 10 Uhr war keine Spur von ihm zu entdecken. Der furchtbare Taifun hatte sein Opfer gefordert; das Schiff und mit ihm 4 Offiziere, 1 Arzt und 41 Mann waren in der Tiefe begraben. Alle Nachforschungen waren ergebnlos. Mit ihm zu-

sammen war auch die englische Kriegsbrigg „Camilla“ mit 12 Mann Besatzung zu Grunde gegangen.

Das folgende Jahr brachte der preußischen Flotte abermals einen erheblichen Verlust. Die am 21. Juni 1861 als Kadettenschulschiff in Dienst gestellte Korvette „Amazon“ hatte im September Befehl erhalten, während des Winters an der portugiesischen Küste zu kreuzen. In den ersten Tagen des November verließ das Schiff Hamburg und seit dem Auslaufen blieb die „Amazon“ verschollen. Sie ist wahrscheinlich in dem Ausläufer eines westindischen Orkans am 14. November an der holländischen Küste untergegangen. Fünf Offiziere, ein Arzt, 19 hoffnungsvolle junge Kadetten und 120 Mann wurden mit ihr begraben. Nicht ein einziger Mann der Besatzung wurde gerettet und nur wenige an der holländischen Küste angetriebene Wrackstücke, wie der Großmast, die Königsstandarte und eine hölzerne Eckumme gaben von der Katastrophe traurige Kunde.

Ein ungleich schmerzlicherer Verlust traf unsere Marine durch den Untergang des Panzerschiffes „Großer Kurfürst“, welches am 31. Mai 1878 bei Folkestone von dem Flaggschiff „König Wilhelm“ angerannt und zum Sinken gebracht wurde, wenige Tage nach dem Auslaufen des aus den eben genannten beiden Schiffen und dem Panzerschiff „Preußen“ bestehenden Uebungsgeschwaders aus Wilhelmshaven. Hinter Dover drehte „König Wilhelm“, um einer vor dem Geschwader kreuzenden norwegischen Bark auszuweichen, etwas zu stark nach Steuerbord und ramnte, obwohl auf beiden Schiffen sofort Gegendampf gegeben wurde, dem „Großen Kurfürsten“ in die Backbordseite. Der Stoß geschah mit solcher Wucht, daß das Unglücksschiff nach zehn Minuten in die Tiefe versank. Wohl war Hilfe sofort zur Stelle, aber von der 487 Köpfe starken Besatzung kamen 269 in den Wellen um, darunter 4 Offiziere, 1 Ingenieur, 1 Zahlmeister, 5 Deck-

Offiziere, 27 Unteroffiziere, 1 Kabett, 227 Matrosen und 3 sonstige Personen. Diejenigen, welche sich lange genug über Wasser halten konnten, wurden von den Booten des „König Wilhelm“ und „Kreuzen“ sowie herbeigeilten englischen Fischerbooten gerettet. Unter den Geretteten befand sich auch der Kapitän des untergegangenen Schiffes, Graf v. Monts, welcher bis zum letzten Augenblicke auf der Kommandobrücke blieb und dem es, als das Schiff beim Kentern mit dem Wasserpiegel gleich lag, durch Schwimmen gelang, von dem gefährdrohenden Strudel loszukommen.

Am 27. Oktober 1884 strandete an der jütländischen Küste bei Agger die Schiffsjungenbrigg „Andine“. Das Schiff war auf einer Untiefe festgerannt. Als der Kommandant, Korvettenkapitän Cochius, den Untergang des Schiffes vor Augen sah, da sammelte der wadere Mann die Besatzung um sich und brachte im Augenblicke der höchsten Gefahr ein Hoch auf den Kaiser aus. Nach angestrengter Arbeit vom Schiffe und vom Lande aus gelang die Rettung der ganzen Mannschaft, die sich tadellos gehalten. Der gesammelte Bergungserlös des Wracks und des Inventars der „Andine“ ergab etwa 40 000 Kronen, von welcher Summe ein Viertel als Bergungslohn an die aufopferungsfreudigen Retter fiel.

Von dem Untergang der Kreuzerfregatte „Augusta“ weiß kein Ueberlebender etwas zu erzählen. Sie hatte am 28. April 1885 mit einer Besatzung von 9 Offizieren und 214 Mann Wilhelmshaven verlassen, um Ersatzmannschaften, Materialien und Proviant nach Australien für die dort befindlichen Schiffe zu bringen. In der Nacht zum 2. Juni verließ die Korvette Perim und seitdem blieb sie verschollen. Das Schiff ist wahrscheinlich in einem Cyclon, welcher Anfangs Juni im Golf von Aden auftrat, untergegangen.

Der Katastrophe von Samoa fielen am 16. März 1889 der Kreuzer „Adler“ und das Kanonenboot „Eber“ zum Opfer. Die deutschen Kreuzer „Adler“ und „Olga“, sowie das Kanonenboot „Eber“ lagen mit einem englischen und drei amerikanischen Kriegsschiffen vor Apia vor Anker als ein wüthender Orkan losbrach. Zuerst wurde „Eber“ eine Beute der Fluthen. Mit gigantischer Wucht wurde das Schiff von einer Sturzwellen gepackt und mit donnerähnlichem Krach, den Kiel nach oben, auf das Riff geschleudert. Bald traf den „Adler“ ein gleiches Geschick. Das Schiff kam günstiger zu liegen. Trotzdem konnte der überlebende Theil der Besatzung erst am nächsten Tage gerettet werden. Die Korvette „Olga“ entging der Vernichtung nur dadurch, daß es ihr im Augenblicke der höchsten Gefahr gelang, auf einer günstigen Stelle auf Grund zu gerathen. Von der Besatzung des „Eber“ haben 73 Mann, darunter vier Offiziere, das ist die ganze Besatzung bis auf neun Mann, und vom „Adler“ 20 Mann den Seemannstod gefunden. — Dem englischen Kreuzer „Calliope“ gelang es, bei Ausbruch des Orkans die offene See zu gewinnen. Er bestand ohne schweren Schaden den Sturm, in dem auch drei amerikanische Kriegsschiffe untergingen.

Der letzte Verlust eines zu unserer Kriegsmarine gehörigen Schiffes war der Untergang des Torpedobootes „S 41“ am 28. August 1895 in der Jammerbucht, derselben Gegend, in der vor elf Jahren die „Andine“ strandete. Von der Besatzung wurden bekanntlich drei Mann, darunter der Kommandant, gerettet, während 13 Mann mit dem Schiffe in die Tiefe sanken. Seit dem Bestehen unserer Torpedoflotte war es das erste Mal, daß ein Torpedoboot verloren ging. Uebrigens ist die Möglichkeit zur Hebung desselben noch nicht von der Hand zu weisen.

Neben dem verurthachten Materialverlust sind durch den Untergang der Schiffe so viele theure Menschenleben zu beklagen. Aber der Tod riß sie ja dahin im Dienste des Vaterlandes! Denn den Ruhm und den Stolz des Vaterlandes zu verkünden und in fernem Gewässern zu bewahren, das Vaterland auch in Friedenszeiten auf hoher See wehrhaft zu erhalten, waren die Söhne Deutschlands ausgezogen. Auch ihre Namen hat die Ruhmesgeschichte in ihren Annalen verzeichnet!

Die Schwiegermutter in China.

Von Herrn M. von Brandt, dem langjährigen Vertreter des Deutschen Reiches in China, ist soeben in Verlage von Strecker u. Moser in Stuttgart ein Bändchen „Sittenbilder aus China“ erschienen, das speziell „Mädchen und Frauen“ im Reich der Mitte behandelt. Wir entnehmen dem nach Inhalt und Darstellung hochinteressanten Buch die nachfolgende Skizze der chinesischen Schwiegermutter.

Schwiegermütter verdienen in China den schlechten Ruf, den

sie in christlichen Ländern so unverdientermaßen genießen; indessen liegt die Schuld dafür wohl auch in China nicht ausschließlich an ihnen. In keiner der niederen Klassen der Bevölkerung angehörigen Familie wird für die Erziehung der Töchter, nicht in unserem Sinne, sondern in Betreff ihrer Ausbildung in den häuslichen Obliegenheiten, auch nur das Geringste gethan, da Vater und Mutter ja doch wissen, daß sie den Lohn für die aufgewandte Mühe nie ernten werden. Die Aufgabe, das in dieser Beziehung Veräumte nachzuholen, fällt also ausschließlich der Schwiegermutter zu, und es mag derselben oft genug nicht zu verdenken sein, wenn ihr die Geduld dabei reißt. Im Allgemeinen wird man aber nicht fehl gehen, wenn man das Loos einer jungen Frau als schlummer wie das der niedrigsten Dienerin bezeichnet. Noch trauriger freilich gestaltet sich das Schicksal des Mädchens, das als Kind, häufig von wenigen Jahren, in das Haus ihrer zukünftigen Schwiegereltern aufgenommen wird, um dort die Zeit bis zur Hochzeit zuzubringen. Es ist dies eine nur unter den ärmsten Klassen herrschende Sitte, da für ein solches Mädchen nur ein sehr geringer Kaufpreis entrichtet zu werden braucht. In beiden Fällen gibt es für die Braut wie für die Frau keinen gesetzlichen Schutz, sie kann freilich in ihre Familie zurückkehren, aber ihr Unterhalt würde den Mitglidern derselben zur Last fallen, und sie würde schon deswegen sehr wenig willkommen sein, ihr bleibt, um Mißhandlungen zu entgehen, nur ein Mittel, Selbstmord, und die Zahl der jungen Frauen, die zu demselben greifen, ist jährlich keine geringe in China. In der Furcht, vor einem solchen Entschluß des Opfers, liegt zugleich thatsächlich der einzige Grund, der einer Schwiegermutter ihrer Schwiegertochter gegenüber eine gewisse Rücksicht auferlegt. Im Falle eines Selbstmordes ist die Familie, welcher die Verstorbene als Mädchen angehörte, gezwungen, um nicht, wie der Chinese sagt, „das Gesicht zu verlieren“, die Sache aufzunehmen, und es kommt dann zu Zwistigkeiten, die oft den Charakter wahrer Kämpfe eines Geschlechts gegen das andere annehmen, oder zu gerichtlichen Verhandlungen, die stets sehr kostspielig zu sein pflegen. Die Furcht vor diesen Eventualitäten legt vielen bösen Sieben eine Zurückhaltung auf, die sie sonst sicher nicht besitzen würden.

Für eine junge Frau gibt es freilich ein Mittel, das ihr ausreichenden Schutz und mehr als das gewährt; wenn sie nämlich die Fähigkeit besitzt, zu jeder Zeit, und bei der geringsten Veranlassung einen solchen Lärm zu erheben, daß, wie der Chinese sagt, niemand mehr weiß, wo Osten oder Westen sei, Menschen und Pferde umfallen, Berge zittern und die Erde bebt. In dem Falle wird sich selbst die böseste Schwiegermutter bestimmen, den Sturm zu entseffeln, und die junge Frau wird bald unumschränkt Herrscherin in der Familie sein. Ich habe selbst einmal einem solchen Kampfe um die Oberherrschafft beigewohnt, und die Scene wird mir unvergänglich bleiben. Ich wollte in Tungchau mein Boot besteigen, um nach Tientsin zu fahren, als ein gellendes, alle Nerven erschütterndes Geschrei einer Frauenstimme meine Aufmerksamkeit auf sich zog; vom Dache meines Bootes aus konnte ich eine junge, hübsche, höchstens zwanzig Jahre zählende Frau auf der Erde sitzen sehen, die schrie, was das Zeug halten wollte, während sie dabei mit dem Oberkörper sich hin und her wiegte und mit den flachen Händen auf die Erde schlug; ringsherum stand ein weiter Kreis erschrocken in hohem Grade gespannter und amüfirter männlicher Zuschauer, die die weitere Entwicklung des Vorfalles mit Interesse zu verfolgen schienen. Eine Frage an meine Diener beehrte mich, daß es sich um eine junge Frau handle, die mit ihrer Schwiegermutter einen Streit gehabt habe; in der That sah ich auch bald auf dem Verdeck eines naheliegenden Bootes zwei Männer und eine Frau stehen, die von Zeit zu Zeit durch kräftige Zwischenrufe, die stets eine erhebliche Vermehrung des Geschreis der anderen Partei zur Folge hatten, der jungen Frau sekundirten. Nachdem die Scene ungefähr eine Viertelstunde gedauert hatte, schien sich der Ehemann für verpflichtet zu halten, derselben ein Ende zu machen; er durchbrach den Kreis der Zuschauer und näherte sich seiner Frau, deren Geschrei bei jedem Schritt, den er vorwärts that, um einen Ton höher und schriller wurde. Der Mann war ein junger, hübscher Bursche, dem man es ansehen konnte, wie unangenehm und in ihrem Erfolg zweifelhaft ihm die Aufgabe, erziehen, seiner ehelichen Autorität Geltung zu verschaffen. Als sein längeres, wie es schien sehr freundliches Zureden unbeachtet blieb, schrie er seine Frau beim Kleide, um sie auf- und fortzusetzen, was einen so gellenden Ausschrei derselben zur Folge hatte, daß er zum größten Vergnügen der grinsenden Zuschauer erschrocken zurückprallte. Nachdem er den Versuch noch zweimal mit ebenso geringem Erfolge wiederholt hatte, zog er sich, äußerst beschämt und dumm aussehend, als geschlagen zurück, was seine Gattin

veranlaßte, ihr Geschrei zu verdoppeln. Nach einigen Minuten erschien der Schwiegervater auf dem Kampfsplatze, mußte aber ebenfalls sehr bald ohne Erfolg abziehen. Das Interesse der Zuschauer wuchs erschütternd und steigerte sich zu athemloser Spannung, als sich nach einem kurzen Gespräch mit den beiden Männern der Familie die Schwiegermama in höchst eigener Person zur Intervention entschloß. Sowie die alte Dame den Fuß auf das Brett setzte, das vom Boot nach dem Lande gelegt war, schlug die Schwiegertochter ein schnelleres Tempo an, das sich auch durch ein womöglich noch lauterer Gebrüll kundgab. Schwiegermama hatte entschieden, bereits ehe sie in der Nähe des Töchterchens angelangt war, jeden Gedanken an Kampf aufzugeben und war erschütternd nur noch darauf bedacht, den Frieden unter möglichst günstigen Bedingungen für sich zu erlangen, womit der jungen Dame indessen nicht gebietet zu sein schien. Endlich, nachdem die Geschichte fast drei Viertelstunde gedauert gehabt hatte, wurde der Frieden abgeschlossen; Schwiegertöchterchen stand auf, um, auf die zärtlich besorgte Mama gestützt, nach dem Familieneihn, dem Boote, zurückzukehren, aber noch zweimal machte sie unterwegs Halt, setzte sich hin und begann ihr Lied von neuem, bis sie schließlich als anerkannte Siegerin in den Schoß der Familie zurückkehrte. Das höchlichst amüsirte Publikum zerstreute sich lachend, und meine Diener erklärten, daß die junge Frau zwar einen sehr schlechten Charakter habe, daß sie in Zukunft aber die Herrin im Hause sein werde.

Die Aussicht, von den Schwiegereltern schlecht behandelt zu werden, und die Besorgniß, Herz und Haus des Gatten vielleicht mit einer Nebenfrau theilen zu müssen oder gar derselben nachgesetzt zu werden, hat im Süden Chinas, wo die ehelichen Zustände unheilvoller als im Norden zu sein scheinen, zu Vereinigungen junger Mädchen geführt, die sich weigern, eine Ehe einzugehen, oder dieselbe wenigstens so illusorisch als möglich zu machen suchen. Archdeakon Gray erzählt in seinem Werke „China“, daß er allein in einer Straße einer Vorstadt Cantons vier Familien gekannt habe, in denen die Töchter sich geweigert gehabt hätten sich zu verheirathen aus Besorgniß, daß ihre Gatten Nebenfrauen annehmen könnten und ihnen dann nichts übrig bleiben würde, als ein Leben voll Kummer und Gram. Um die Ehe zu vermeiden, würden Mädchen taoistische und buddhistische Nonnen und jögen selbst den Tod vor. Unter dem Kaiser Taofwang (1821—1851) hätten sich in einem Dorfe bei Canton fünfzehn junge Mädchen, welche von ihren Eltern verlobt worden seien, zusammen ins Wasser gestürzt und das Grab, in dem sie gemeinsam ruhten, trage noch den Namen, das Grab der Jungfrauen. In einem anderen Dorfe in der Nähe von Whampoa hätten sich im Jahre 1873 acht junge Mädchen aus demselben Grunde ertränkt. Williams erwähnt im „Middle Kingdom“ eines anderen Vorfalls aus dem Jahre 1833, bei dem eine junge Frau und drei ihrer Freundinnen und Gespielinnen ebenfalls gemeinschaftlich in den Klüthen den Tod gesucht und gefunden hätten, die eine, um den Mißhandlungen ihres Mannes, die anderen, um einem ähnlichen Schicksale zu entgehen.

Im Januar 1879 brachte die in Hongkong erscheinende chinesische Zeitung „Tih pao“ die folgenden Mittheilungen über die aus den Dörfern in der Umgegend von Canton gebürtigen jungen Mädchen bestehende „Goldene Orchidee-Gesellschaft“. Wenn ein Mitglied dieser Gesellschaft sich verheirathet, so kehrt sie, wenn sie am dritten Tage nach der Hochzeit ihren Eltern den gebräuchlichen Besuch macht, nicht wieder zu ihrem Manne zurück, und besucht ihn nur zu Neujahr und an den Quartalsfesten. Sie kehrt aber auch bei diesen Gelegenheiten immer am nächsten Morgen zu ihren Eltern zurück. Veräumt sie dies, so wird sie von ihren Gespielinnen ausgelacht und verhöhnt. Ein Veruch des Mannes, sie mit Gewalt zurückzuhalten, treibt sie zum Selbstmord, und die Furcht vor einem solchen Ausgange veranlaßt die Familien der Männer zur Nachgiebigkeit.“

Allerlei.

Das Lächeln der Japaner. Wir sind gewohnt die Japaner als ein Volk anzusehen, das beständig lächelt. Die wenigen Vertreter des Inselvolkes, mit denen wir hier in Europa zusammzutreffen Gelegenheit hatten, sind uns — wenn auch zu ernster geschäftlicher Verhandlung erschienen — mit einem verbindlichen Lächeln entgegengetreten; Reisebeschreiber berichten uns, daß das Lächeln auf den Lippen der Japaner selbst in Situationen nicht erlöbt, in denen das Weinen eher am Plage wäre, und die Japaner stellen sich selbst auf ihren bewundernswürdigen Malereien und Bildnereien stets lächelnd dar. Wir erinnern uns, japanische Bilder gesehen zu haben, auf denen

ein zum Tode verurtheilter Beamter lächelnden Mundes sich ansah, daß Harikiri an sich zu vollziehen. Dießem „Lächeln der Japaner“ hat Escadio Hearn, ein amerikanischer Journalist, der selbst zum Japaner geworden, um die Art des unverfälschten Japanerthums zu studiren, in einem Buche über die Japaner ein besonderes Kapitel gewidmet. Das Lächeln des Japaners, so schreibt er, das sich über das Glend und die Traurigkeit, wie sie dem Menschen daheim anhaften, gleich einem anmuthigen durchsichtigen Schleier breitet, ist nichts Schablonenhaftes, nichts Versteiltes, keine bloße Frucht der Tradition. Das Wiederpiel innerer Empfindungen, bald melancholisch, entgegengesetzt, veröhnlich oder heiter, ein Ausdrucksmittel aller erdenklichen Nuancen von Seelenregung, bleibt es immer etwas Unbegreifliches für den Europäer, den es ganz verwirrt, und der es — ohne Kenntniß seiner tiefen, intimen Quelle — für ein kindisches Zusammenziehen der Lippen oder eine banale Unterwürfigkeit, oft für den Ausdruck schlecht verhehlter Fronie oder gar der Verachtung für Denjenigen hält, an den es sich richtet. Dieses falsch begriffene, falsch geübte Lächeln bringt namentlich zwischen Herrn und Dienern, Vorgesetzten und Untergebenen — und das sind ja die zwischen Japanern und Fremden am häufigstenvor kommenden Beziehungen — belagenerwerthen Mißverständnisse hervor. „Warum lächelt der Fremde nie?“ fragt der Japaner, erstaunt über die „cholertischen Grimassen“ der Engländer. „Warum hat der Japaner immer ein Lächeln auf den Lippen?“ fragt der Fremde, der zu der Meinung kommt, der Japaner mache sich über ihn lustig oder sei unaufrichtig. Man würde ihn (den Engländer) in gewaltiges Ertaunen versetzen mit der Erklärung, daß das ihm so unliebsame Lächeln aus derselben Quelle stammt wie seine beabsichtigte Gravität, seine unnahbare, starre Haltung — mit der Erklärung, daß eine gleiche Empfindung, in dem einen Falle natürlich, in dem anderen künstlich, ganz verschiedenartige äußere Rundgebungen hervorbringt — mit der Versicherung, daß der japanische Stoisismus dem seinige überlegen ist! — Die Kinder lernen in zartester Jugend dieses Lächeln von den Eltern, es macht einen Theil der häuslichen und gesellschaftlichen Etikette aus denn ein lächelndes Gesicht ist das Angenehmste, was Kinder ihren Eltern, Lehrern und Freunden zu bieten vermögen, das Angenehmste, was zwischen Vorgesetzten und Untergebenen hin- und hergeht — auch mitten in aller Betrübnis, in Traurigkeit, in Leid, in Enttäuschung. Mag das Herz brechen, das Gesicht muß heiter bleiben — nicht regungslos, wie die hochmüthige europäische Auffassung meint. Mit diesem Gebote berühren wir nicht nur den der japanischen Klasse innewohnenden und stets gepflegten Stoisismus, sondern auch dessen Berührung mit der römischen und griechischen Aisthetik, die vom Menschen verlangt, er möge dem Schmerz, mit dem er ringt, eine heitere Stirne weisen, der innere Kampf dürfe sich nicht durch verzerrte, häßliche Züge verrathen. Nach Hearn naht sich der Tag, an welchem dieser lebenswürdige Zug nur noch eine Erinnerung sein wird; in den Saferntänden, wo der Japaner in formwährender Berührung mit Europäern lebt, verschwindet das nationale Lächeln. „Die Ueberlieferungen“, so referirt unser Autor, „verweisen sich vor dem Hohn und Spott der Fremden. An Stelle des sympathischen Lächelns und der lebenswürdigen Höflichkeit treten bei diesem nachahmerischen Volke die Unbegreiflichkeit der Gesichtszüge und die eifige Kälte des Blickes. Der Stoisismus, der den Japaner nie verläßt, hilft auch bei dieser Metamorphose mit, aber der Tag wird kommen, da der Japaner an die Vergangenheit ebenso wehmüthig zurückdenkt, wie wir sehnsuchtsvoll zurückdenken an die alte, anmuthige Civilisation Griechenlands. Der Japaner wird an die glückliche Zeit der anspruchslosen Vergnügungen, an die entschwundenen Empfindungen von Lebensfreude, an die himmlische Intimität des Menschen mit der Natur denken. Er wird neuen Geschlechtern erzählen, wie die Welt damals heller und schöner war. Er wird den Meiz der ehe-maligen Umgangsformen, die Poesie vergangener Tage beschwören. Inmitten rapider Entwicklung wird er über viele Errungenschaften staunen, noch mehr aber Verlorenes bedauern, vor allem das unterbliebne Lächeln, das auf den Lippen seiner Götter thront, und dessen getreuer und sanfter Abglanz sein eigenes Lächeln war.“

Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher, Broschüren u. angezeigt. Besprechung nach Auswahl vorbehalten).

— **Georg Bendler: Barmherzigkeit.** Preis Mk. 1.—. Verlag von F. Fontane u. Co., Berlin W. Diese kurze, handlungtreich Erzählung wirkt wie eine furchtbare Tragödie. Der Menschheit ganze Jammer packt einen bei dem entsetzlichen Gescheh der schullos-schuldigen Heldin an, und es klingt als ob uns der warmblütige Dichter am Sarge der Unglücklichen zuriefe: Seid gut, seid barmherzig!

— Die Directorenmoden werden neuerdings vielfach bei Herbittoiletten und Jacken nachgeahmt. Älteren Damen, denen diese Formen zu jugendlich scheinen, werden sehr leidame, neuartige Dolmans mit weiten Aermeln empfohlen. Wir verweisen diesbezüglich auf das eben erschienene Heft 24 der „Wiener Mode“, mit dem der 8. Jahrgang dieses beliebten Modejournals abschießt. Die hervorragenden Leistungen in Bezug auf Mode, Handarbeit und Belletristik sichern der „Wiener Mode“, die mit der Gratisbeilage „Wiener Kinder-Moden per Quartal fl. 1.50 = Mk. 2.50 kostet, in besseren Familien und intelligenten Fachkreisen den Vorzug vor billigeren und daher geringwerthigeren Modejournals.

Verantw. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Rotationsdruck und Verlag von Otto T h i e l e Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.